4294 16.07.1930 Mi

A:
Y: Der verunglückte slowenische Turner

FEVR. 30

Abreißkalender

Ein Herr vom Organisationsausschuß des Turnfestes begegnete mir vormittags, während er auf dem Weg nach der Klinik war, um den verunglückten slowenischen Turner zu besuchen.

Es ginge ihm besser, sagte er. Er war beim Absprung von den Ringen aufs Genick gefallen und ein Rückenwirbel in Nackenhöhe war aus der Reihe gesprungen. Jetzt hatten sie ihm einen Apparat angelegt, um den Wirbel durch Zug wieder an seine Stelle zu bringen. Es gehe ihm schon besser, das Gefühl sei schon wieder in die unteren Gliedmaßen zurückgekehrt, und man werde ihn hoffentlich wieder gesund pflegen.

Das war gegen elf Uhr. Um halb sieben in der Frühe war der Ärmste gestorben. Während wir zuversichtlich von der Möglichkeit seiner Gesundung redeten, war sein Körper schon kalt. Das Unheimliche dieser Diskrepanz zwischen Vorstellung und Wirklichkeit schüttelte mich noch nachträglich, als ich an die Klinik nach dem Befinden des jungen Mannes telephonierte und die Schwester am Apparat traurig mit gedämpfter Stimme sagte, er sei schon seit Stunden tot.

Man ist feige. Wenn der Tod — der Tod eines andern — so plötzlich, wie höhnisch grinsend vor einen hintritt, als wollte er sagen: Gib dir bitte keine Mühe, ich bin da, ich hole mir mein Deputat ohne dich zu fragen —, dann ist man zu feige, die Tatsache hinzunehmen und mit ihr zu rechnen. Man will dem Tod von seinem Guthaben etwas streichen, wie ein widerspenstiger Zahler, man gönnt ihm den Aktivposten nicht, will ihn als Herrn nicht anerkennen. Als ob man sich auf diese Weise selbst vor ihm in Sicherheit bringen könnte.

Und aus diesem Instinkt heraus sagte ich, es sei vielleicht besser so, als wenn der arme junge Mann sein Leben lang als Gelähmter im Wägelchen hätte herumfahren müssen. Tod, deine Beute ist nicht vollwertig, dein Triumph hat ein Loch! Und ich gab mir Mühe, diese Auffassung plausibel zu machen und damit die gute Schwester zu trösten.

Aber sie fühlte das Schäbige meiner Worte. Denn sie war eine Frau. Und sie sagte: Nein, es wäre besser gewesen, sie hätten ihn lebend heimgebracht. Wegen seiner Mutter.

Tausendmal ja, tausendmal hatte sie recht. Wäre er lebend, sterbend aber noch lebend heimgekommen, die Mutter wäre mit ihrer Liebe nicht ins Leere gestürzt, wie so, wo sie sich vor einem Leichnam ausweint, der sie nicht mehr hören kann. Seit sie mit ihrem Leib den Keim aufgesogen hatte, aus dem dieser Sohn geworden war, hatte er in und mit ihr gelebt. Von Kind auf hatte er sie gesehen, gehört, gefühlt, hatte durch einen unsichtbaren, aus Sehnsucht, Furcht, Liebe, aus Angst, Sorge, Stolz, Jubel, Trübsal geflochtenen Strang stetig mit ihr zusammengehangen, durch das Hin und Wider der Gefühle, die ihn mit ihr und sie mit ihm verbanden. Ihr Leben in bezug auf ihn hatte ganz aus dieser Gegenseitigkeit bestanden, das eine war der Docht und das andere die Flamme gewesen. Ohne Docht stirbt die Flamme und ohne Flamme wird der Docht kalt und schwarz. Hell brannte die Flamme, freudig gab sich der Docht von innen heraus der Flamme — und ein Windstoß löscht sie aus, ein Leben ist aus und ein anderes bleibt übrig wie ein kalter, schwarzer Docht.

Viele werden bei der Nachricht vom Tode des jungen Mannes sagen: Es ist besser so, als daß er als gelähmter Krüppel weiter hätte leben müssen.

Lebenmüssen gibt es nicht, nur Lebendürfen und Lebenkönnen. Die süße Gewohnheit des Daseins gibt kein Normaler auf, auch wenn sie nicht so süß bleibt, wie sie es war. Nur dasein! Um sein Dasein, um das Dasein der andern wissen! Immer noch dazu gehören! Seid gewiß, er hätte lieber gelebt, auch wenn er sich zeitlebens im Wägelchen mußte herumschieben lassen. Wenn wir seinem Tod als Lösung den Vorzug geben, geschieht es aus einer rein egoistischen Regung heraus: Weil uns der Anblick eines Krüppels unangenehm ist.

Und weil wir nicht an seine Mutter denken.

Meraner 16.7.1930